

Review / Rezension

ELMER, Sara / KUHN, Konrad J. / SPEICH CHASSÉ, Daniel (Hg.). 2014. Handlungsfeld Entwicklung. Schweizer Erwartungen und Erfahrungen in der Geschichte der Entwicklungsarbeit. Basel: Schwabe. 319 S. ISBN 978-3-7965-2949-8.

rezensiert von

Eric Burton, Universität Wien

Die Erforschung von „Entwicklung“ aus historischer Perspektive hat Konjunktur. Konferenzen führ(t)en dabei zur Herausgabe von Werken, die sich dem Thema aus globalgeschichtlicher Perspektive zu nähern versuchenⁱ oder Kontinuitäten und Brüche zwischen kolonialen und postkolonialen Entwicklungsdispositiven aufspüren wollenⁱⁱ. Ein nunmehr im Schwabe-Verlag vorgelegter Sammelband geht aus einem Symposium hervor, das am 28. Oktober 2011 an der ETH Zürich stattfand.

„Handlungsfeld Entwicklung“, herausgegeben von Sara Elmer, Konrad J. Kuhn und Daniel Speich Chassé, sieht sich als Teil einer dynamischen Forschungslandschaft und will als Momentaufnahme derselben verstanden werden (S. 12). Bereits im Vorwort ist die Rede von noch „brachliegenden“ Quellen, die für die Historiographie der Entwicklungsarbeit nutzbar gemacht werden könnten. In der Nutzbarmachung dieser Quellen beschränken sich die Autor/inn/en auf die Historiographie der *Schweizer* Entwicklungsarbeit, während methodisch durchaus ambitioniert vorgegangen wird.

Im Gegensatz zum Großteil der bisherigen Veröffentlichungen über die Geschichte der Schweizer Entwicklungsarbeitⁱⁱⁱ ist der Ansatz in vielen der Beiträge ein dezidiert mikrohistorischer. Im Fokus stehen konkrete Akteurinnen und Akteure, die, so eine sich durch die Beiträge des Bandes ziehende Grundannahme, das (allgemein anerkannte) Problem der globalen Ungleichheit aus verschiedenen Perspektiven und mit unterschiedlichen

Interessenslagen angehen wollten. Das „Handlungsfeld Entwicklung“ wird dann als eine Aushandlungszone in den Blick genommen. Eine zweite Grundannahme des Buches besagt, dass die Schweizer Geschichte und damit auch ihre Entwicklungsdiskurse und -praktiken in hohem Maße mit globalen Sachverhalten verflochten sind – eine heutzutage viel verwendete Redensart, die sich in den Beiträgen aber nur in Details konkretisiert. Einen weiteren Ausgangspunkt bildet die Post Development-Kritik, deren kritische Haltung gegenüber Entwicklung genauso wie eine starke Beachtung von Machtfragen geteilt wird. Entgegen dieser Kritik, die Entwicklung und westliche Dominanz gleichsetzt, würden die Beiträge aber einen anderen Schluss erlauben: „Das zu beschreibende Handlungsfeld war offen und mitgeprägt von der Handlungsmacht jener staatlichen und individuellen Akteure, die im leitenden Diskurs der Entwicklungszusammenarbeit bis heute vielleicht noch immer zu oft auf die Rolle von passiven Empfängerinnen und Empfängern reduziert werden.“ (S. 9) Der Band ist in drei Blöcke gegliedert, die sich schwerpunktmäßig (1) der Praxis in Empfängerländern, (2) entwicklungspolitischen Diskursen in der Schweiz und (3) Quellen in der Schweiz sowie methodischen Diskussionen widmen.

Der erste Teil, „Schweizerinnen und Schweizer in der Entwicklungspraxis“, löst dabei das Versprechen der Mikrohistorie ein, indem jeweils ein Projekt, eine bestimmte institutionelle Beziehung oder eine klar umrissene Personengruppe den Fokus der einzelnen Beiträge bildet. Die untersuchten Zeiträume umfassen dabei nicht mehr als zwölf Jahre, was zudem als Hinweis auf den prekären Projektcharakter und die Kurzfristigkeit der Entwicklungspraxis gelesen werden kann.

Markus Zürcher vertritt anhand der Alltagserfahrungen eines Schweizer Ehepaars in Ruanda die These, dass sich (scheinbar) klare Geber-Empfänger-Machtbeziehungen immer wieder auflösten und neu verhandelt werden mussten. Anstelle der vereinfachten Geber-Nehmer-Darstellung müsse „eine Vorstellung von Widerständigkeit oder gar Obstruktion auf Seite der 'Unterentwickelten' treten.“ (S. 44) Als erkenntnistiftende Quellen dienen hier neben lebensgeschichtlichen Interviews auch Tagebucheinträge

– mit einem deutlichen Überhang zugunsten der Ansichten des Mannes, dem auch deutlich mehr Handlungsspielraum als seiner Frau zugebilligt wird.

Sara Elmer zeigt, wie ein stark kritisiertes und eigentlich von allen Seiten als gescheitert betrachtetes Projekt in Nepal aufgrund von lokalen Dynamiken nicht eingestellt, sondern im Gegenteil stark ausgeweitet wurde. Sie nimmt dazu die allzu oft homogen gedachten Akteursgruppen säuberlich auseinander: Sowohl die entsandten SchweizerInnen als auch die von ebenjenen oft beschworenen und zur Legitimation der eigenen Tätigkeit bemühten „Nepalesen“ schildert Elmer als heterogene Gruppen mit spezifischen Interessen am Projekt. Konfliktlinien verliefen dabei gerade auch unter den SchweizerInnen selbst, als der vorher nie dagewesene Aktionsradius des „Pionierexperten“ und dessen Deutungsmacht durch die Ankunft neuer Schweizer ExpertInnen eingeschränkt und angegriffen wurden.

Postkoloniale Theoreme, die bei Zürcher und Elmer schon durchschimmern und textstrukturierend wirken, gelangen im Beitrag von Patricia Hongler über die Selbst- und Fremdbilder von Schweizer Freiwilligen in Afrika voll zur Geltung. Dabei kommen neben Textanalysen mithilfe der Kategorien von *Race* und *Gender* auch praktische Erfahrungen nicht zu kurz. Konflikte in der Freiwilligenpraxis seien ein Ergebnis widersprüchlicher Erwartungen, nämlich einerseits auf Privilegien im Einsatzland zu verzichten um mit der Zielgruppe auf Augenhöhe zusammenarbeiten zu können, andererseits aber eine einseitige, paternalistisch anmutende Hilfeleistung zu vollziehen. Eventuelle „Erfolge“ der eigenen Tätigkeit und positive Erfahrungen bleiben leider weitgehend ausgeblendet und es entsteht der Eindruck, dass die Selbstbilder der Freiwilligen von einem vollständigen Scheitern bestimmt sein müssen.

Franziska Diener arbeitet in ihrem Beitrag über ein schweizerisch-indisches Ausbildungszentrum heraus, dass das Konzept „Hilfe zur Selbsthilfe“ zwar von beiden Seiten geteilt wurde, die Umsetzung dieser Idee aber in einen unlösbaren Konflikt um Entscheidungskompetenzen mündete. Die Ursachen dafür sieht sie dabei in Zufällen und persönlichen Interessen,

wobei die Motive aufseiten der indischen Partnerorganisation nur vermutet werden können. Diener nennt eine Loslösung von Schweizer Bevormundungen oder persönliche Differenzen auf Führungsebene als mögliche Gründe.

Die interessanteste These in diesem ersten Block über die Entwicklungspraxis vertritt Lukas Meier, der die Erfahrungen von Schweizer Akteuren im tansanischen Gesundheitssektor als wegweisend für den Aufbau einer Schweizer Entwicklungszusammenarbeit sieht. Durch die Einbeziehung des auch im Westen beachteten chinesischen Konzepts der „Barfußdoktoren“ und tansanischer Entwicklungsvorstellungen wird hier zum einen die bilaterale Ebene überschritten, zum anderen deutlich gemacht, welche Rückwirkungen die Interaktionen auf die Entwicklungspolitik der Schweiz selbst hatten. Dazu zählt insbesondere die Verknüpfung der Themen „Entwicklung“ und „Gesundheit“ in der Schweiz auf Basis der in Tansania gemachten Erfahrungen. Gleichzeitig zeigt Meier in seiner Fallstudie, dass tansanische Wissenschaftler und Politiker „erfolgreich im Versuch [waren], westliche Entwicklungsprojekte den neuen politischen Prämissen unterzuordnen.“ (S. 143)

Im zweiten Block gruppieren sich Beiträge, in denen die Positionierung von Schweizer Akteur/inn/en im globalen Entwicklungsdiskurs näher beleuchtet wird. Katharina Pohl und Daniel Speich Chassé vergleichen Spannungen im norwegischen und schweizerischen Entwicklungsdiskurs in historischer Perspektive. Sie betonen dabei die nach innen gerichtete, identitätsstiftende Funktion von Entwicklungspolitik, die sich zeitweilig in einer Distanzierung gegenüber multilateralen Organisationen manifestierte. Während Entwicklung in Norwegen Teil eines gesellschaftlich fest verankerten „Gutheitsregimes“ wurde, blieb das internationale „Gutsein“ in der Schweizer Öffentlichkeit umstritten. Kritisch merken die Autor/inn/en an, dass hinter der altruistischen Rhetorik auch wirtschaftliche und politische Eigeninteressen steckten.

Ebenjene Eigeninteressen arbeitet Daniel Trachsler in seiner Forschung über die Tätigkeit des Bundesrates Max Petitpierre heraus. Petitpierre prägte die Schweizer Entwicklungsarbeit von ihrer Institutionalisierung (1949/50) bis

hin zum „Take-off“ (1959-1961). Das weitverbreitete Bild von der apolitischen und uneigennütigen Entwicklungshilfe der Schweiz sei angesichts ihrer oft genuin politischen Motive eine „Fehlperzeption“ (S. 168). So sei Petitpierre – kaum offiziell bekundet, wohl gemerkt – daran gelegen gewesen, den Einfluss der kommunistischen Länder in der „Dritten Welt“ einzudämmen und gleichzeitig die Neutralität der Schweiz auf globaler Ebene unter Beweis zu stellen. Innenpolitisch diene Entwicklungshilfe als ein Ventil für die ab 1956 stärker werdende Kritik an der Passivität der Außenpolitik und den in der Jugend wachsenden Willen zur internationalen Solidarität.

Samuel Misteli zeichnet die Frühgeschichte des Nord-Süd-Konfliktes mit einem Fokus auf die 1964er UN-Konferenz für Handel und Entwicklung (UNCTAD) nach und erkennt in der dortigen Politisierung des Entwicklungsdiskurses ein Vorbild für Diskussionen, die Ende der 1960er Jahre in der Schweiz selbst geführt wurden. Auffällig scheint ihm dabei die Rolle von Wissen: Vorher in erster Linie ein Instrument der Technisierung und Entpolitisierung wurde es „auch ein Instrument zur Artikulation alternativer Forderungen und Behauptungen“ (S. 211).

Wie trotzkistische und maoistische Gruppierungen der französischen Schweiz um 1970 in den Entwicklungsdiskurs eingriffen, stellt Nuno Pereira im einzigen frankophonen Beitrag des Bandes dar. Die Schweizer Entwicklungsarbeit wurde als Imperialismus denunziert, an dessen Stelle die Gruppen politische Solidarität mit den unterdrückten Völkern der Dritten Welt forderten, wodurch sie – so die identifikatorische Funktion – durch ihre globale Perspektive auch in der konservativen Schweiz eine revolutionäre Ausrichtung beibehalten konnten. Praktisch schlug sich diese Solidarität hauptsächlich in der Beeinflussung des Schweizer Entwicklungsdiskurses nieder, vereinzelt auch in materieller Unterstützung von Befreiungskämpfen mittels Hilfslieferungen (wobei die Waren zumindest in einem Fall durch Diebstahl erlangt wurden, S. 224). Gerade in diesem Beitrag wäre auch eine tatsächliche Operationalisierung des eingehend erwähnten Verflechtungsbegriffs nützlich gewesen, da „imperialismuskritische“ Diskurse keinesfalls auf die Linke der Romandie

beschränkt waren, sondern auch in westlichen Ländern und der Legitimierung der „Solidarität“ des Ostblocks mit der „Dritten Welt“ eine zentrale Rolle spielten. Für die extreme Linke der Welschschweiz, so das Fazit, sei in der Schweizer Entwicklungshilfe „une mystification politique et idéologique“ ihrer eigenen Außenpolitik (S. 219) offenbar gewesen. Diese Mystifizierung wurde interessanterweise auch in den ersten zwei Beiträgen des zweiten Blocks kritisiert. So ließe sich zumindest in diesem Theorem eine Kontinuität von damaliger (linker) Kritik bis zur heutigen wissenschaftlichen Auseinandersetzung vermuten.

Der dritte und finale Block des Bandes stellt die „brachliegenden“ Quellenbestände in Schweizer Archiven vor, in der Hoffnung, weitere Forschungsarbeiten zur Historiographie der Entwicklungsarbeit anzuregen. Methodische und theoretische Reflexionen zur Historisierung der Entwicklungszusammenarbeit weisen dabei auch über die Schweizer Quellenbestände hinaus und stellen einen Beitrag zur Methodendiskussion einer qualitativ orientierten Globalgeschichte dar.

Anita Ulrich und Konrad J. Kuhn listen Archivbestände (mit detaillierten Informationen zu Inhalt und Umfang in Laufmetern) auf, welche zur Erforschung der Geschichte sozialer Bewegungen und internationaler Solidarität in der Schweiz konsultiert werden können (siehe hierzu auch archivesonline.org), zumal einige Bestände keiner Sperrfrist unterliegen. Dem Überblick folgend fordern sie eine stärkere Beachtung nicht-staatlicher Akteure, um „die bisherige starke Dominanz staatlicher Quellenbestände in Forschungsarbeiten zur Geschichte der Entwicklungszusammenarbeit multiperspektivisch zu brechen“ (S. 248). Weiters solle die nationale Forschungsperspektive überwunden werden und Alltagsgeschichten sowie Lebenswelten aus der Praxis der Entwicklungsarbeit verstärkt untersucht werden. Zumindest letzteren Punkt spricht das 75 Videointerviews umfassende *humem*-Zeitzeugenprojekt an, dessen Archiv noch 2014 vom Archiv für Zeitgeschichte der ETH Zürich übernommen und im Beitrag von Gregor Spuhler, Lea Ingber und Sonja Vogelsang vorgestellt wird. Befragt wurden 75 Schweizerinnen und Schweizer mit breit gestreuten Erfahrungen aus sechs Dekaden Schweizer Entwicklungsarbeit und humanitärer Hilfe.

Aus dem Sample abgeleitete Thesen der Vermännlichung und Akademisierung der Schweizer EZ, d.h. dass vor allem ab den 1970er Jahren überproportional Männer und Akademiker/inn/en zum Einsatz kamen, sind dabei womöglich auf den globalen Entwicklungssektor übertragbar. Wie dieses bereits durch Transkriptionen und Kodierungen erschlossene Material für die Forschung genutzt werden kann, zeigt die Analyse der Interviews zweier Krankenschwestern, die von 1967 bis 1969 in einem Dorf im Süden Tansanias als Entwicklungshelferinnen tätig waren. Die Autor/inn/en betonen insbesondere die Nützlichkeit zeitgenössischer Dokumente (Tagebücher, Briefe, Fotografien), die von den Interviewpartnerinnen zugänglich gemacht wurden. Durch die wechselseitige Analyse von damaligen Briefen und rezenten Interviews konnte eruiert werden, dass bestimmte Schilderungen ebenso wie die kritische Bewertung der eigenen Tätigkeit und der Entwicklungshilfe allgemein über vier Jahrzehnte relativ stabil geblieben sind. Das Vorhaben des Archivs für Zeitgeschichte, zeitgenössisches Quellenmaterial dem *humem*-Archiv hinzuzufügen, ist daher besonders begrüßenswert.

Abschließend gibt Peter Fleer einen Einblick in jene Bestände im Schweizer Bundesarchiv, die für die Erforschung von Entwicklungspolitik und -praxis von Nutzen waren und sind, wobei „der wissenschaftliche Mehrwert vor allem in den vielfältigen Querverbindungen zwischen den Beständen zu suchen“ sei (S. 290). Dabei wählt er die unübersichtliche Form eines „Dialog[s] zwischen Archivbeständen, performativen Entwicklungsdiskursen und analytisch-heuristischer Methodendiskussion“ (S. 282), die für einen räumlich beschränkten Sammelbandbeitrag etwas zu ambitioniert ausfällt. Hier wäre weniger mehr gewesen.

Summa summarum ist der akteurszentrierte Ansatz des Sammelbandes ein wichtiges Korrektiv staats- und diskurszentrierter Forschungen, und die Ausführungen gerade im ersten Block zeigen bereits die Leistungsmöglichkeiten der Mikrohistorie. Der sich wie ein rotes Band durch die Beiträge ziehende Helvetozentrismus sorgt allerdings dafür, dass der Anspruch des Aufzeigens von globalen Verflechtungen nur in Ansätzen eingelöst wird. Die Akteurinnen und Akteure auf dem „Handlungsfeld

Entwicklung“ sind entweder Schweizer/inn/en oder werden durch deren Augen gesehen. Die „Nehmerseite“ der Entwicklungszusammenarbeit – etwa „Counterparts“ und „Empfänger/innen“ in den jeweiligen Projekten – bleibt somit entweder weitgehend abstrakt und holzschnittartig oder anekdotisch und wenig facettenreich. Wenn Markus Zürcher kritisch gegen die Meistererzählung der absoluten Geberdominanz anschreibt und konstatiert, dass „auch die ‚Unterentwickelten‘ bemerkenswert große Handlungsspielräume [hatten]“ (S. 43), so bleibt diese These wenig untermauert. Die Überwindung dieses empirischen Gefälles wird weitere Quellen brauchen als nur Schweizer Zeitzeug/inn/en und Archive. Peter Fler ist daher nur recht zu geben in seiner „Aufforderung zur Verflechtung von Beständen und Archiven“ (S. 308), die „insbesondere auch in den Empfängerländern und bei den internationalen Organisationen“ (S. 305) verfolgt werden sollte. Offen bleibt auch die Frage, welche Gemeinsamkeiten unter den Entwicklungsakteur/inn/en bei aller Partikularisierung und Fragmentierung denn noch bestehen blieben. All dies schmälert nicht den Beitrag des Bandes zur Kenntnis der Schweizer Entwicklungsarbeit und –diskurse und besonders ihrer Akteure. Zu einer wahrhaft globalhistorischen Perspektive der Entwicklungspraxis aber bedarf es weiterer Forschungen, zu denen dieser Sammelband – auch über die Schweiz hinausgehend – jedenfalls als Steinbruch von Desideraten zahlreiche Hinweise und wertvolle Anregungen geben kann.

ⁱ So etwa: Büschel, Hubertus/ Speich, Daniel (Hg.) (2009): *Entwicklungswelten. Globalgeschichte der Entwicklungszusammenarbeit*. Frankfurt am Main: Campus.

ⁱⁱ Siehe hierzu die Ausgabe 26 (2014) der Stichproben zu *Kolonialismus und Entwicklung*.

ⁱⁱⁱ Als rezente Publikationen mit makrohistorischer Herangehensweise sind zu erwähnen: Waldburger, Daniele / Zürcher, Lukas / Scheidegger, Urs (Hg.) (2012): *Im Dienst der Menschheit. Meilensteine der Schweizer Entwicklungszusammenarbeit seit 1945*, Bern: Haupt; Holenstein, René (2010): *Wer langsam geht, kommt weit. Ein halbes Jahrhundert Schweizer Entwicklungshilfe*, Zürich; Bürgi, Jürg / Imfeld, Al (2004): *Mehr geben, weniger nehmen: Geschichte der Schweizer Entwicklungspolitik und der Novartis Stiftung für Nachhaltige Entwicklung*, Zürich: Orell Fuessli. Mit einem Fokus auf die Akteur/inn/en: Gull, Thomas/Schnetzler, Dominik (2011): *Die andere Seite der Welt. Was Schweizerinnen und Schweiz im humanitären Einsatz erlebt haben*, Baden: hier + jetzt.